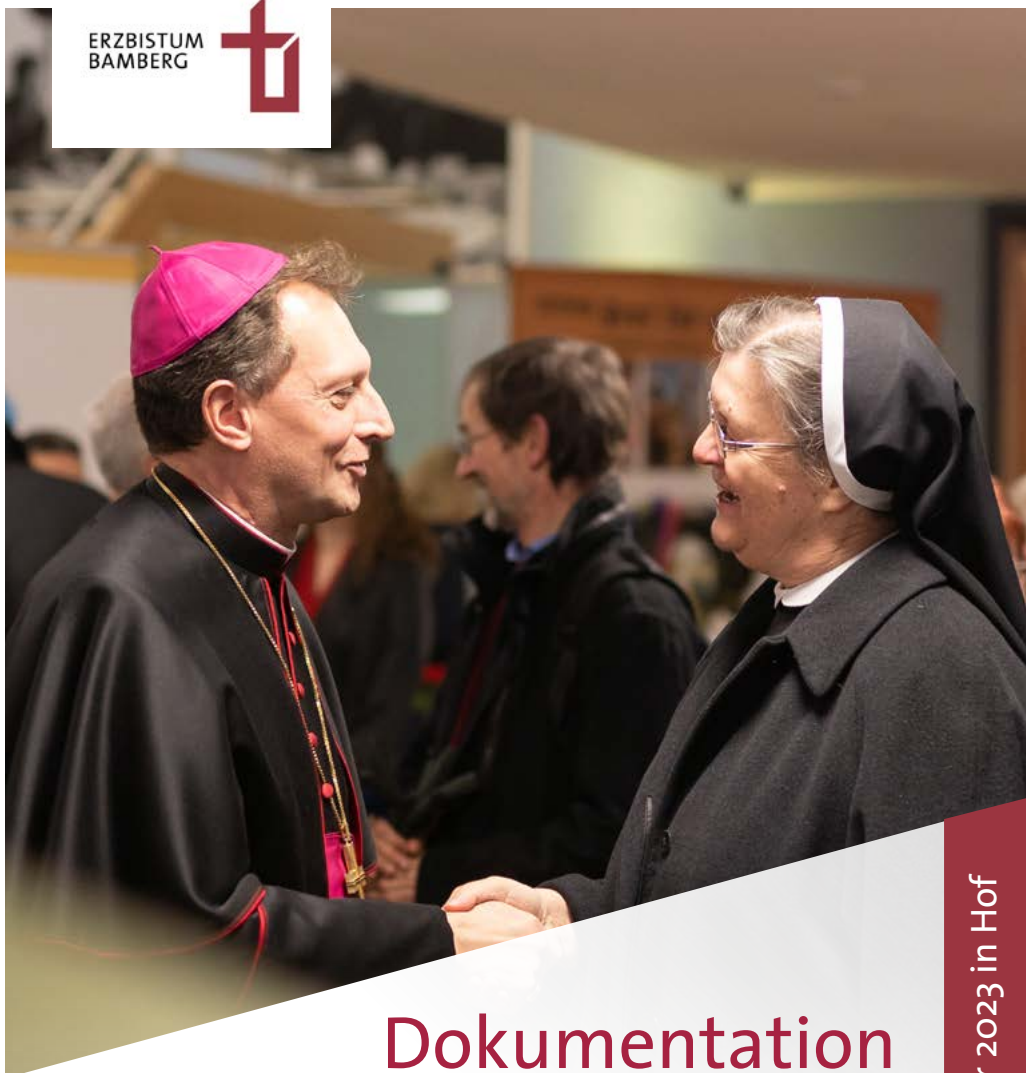


ERZBISTUM
BAMBERG



Dokumentation über den Neujahrsempfang 2023

des Erzbistums Bamberg

21. Januar 2023 in Hof

Programm

Des Neujahrsempfangs am 21. Januar 2023

Begrüßung

Diözesanadministrator Weihbischof Herwig Gössl 3

Grußwort

Hofer Oberbürgermeisterin Eva Döhla 15

**Festvortrag „Gemeinsam für die Zukunft.
Geschwisterliche Kirche – missionarische
Kirche im 21. Jahrhundert“**

Prof. Dr. Ursula Nothelle-Wildfeuer 25

Musikalische Umrahmung
Musikensemble unter Leitung von
Musikdirektor ACV Dr. Ludger Stühlmeyer



Begrüßung

Diözesanadministrator Weihbischof Herwig Gössl



Begrüßung beim Neujahrsempfang des Erzbistums Bamberg am 21. Januar 2023 in Hof

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder in Christus! „Zusammenarbeit in einer fragmentierten Welt“ – unter diesem Motto stand in dieser Woche das Weltwirtschaftsforum im Schweizerischen Davos. Ja, wir haben die Fragmentierung der Welt deutlich wahrgenommen, schon lange bevor Corona uns alle miteinander aus der Bahn geworfen und unsere Lebensvollzüge auf den engsten Raum begrenzt hat. Wir haben schon lange feststellen müssen, dass der unsagbar dreiste Werbeslogan „Unter’m Strich zähl ich“ tatsächlich für gar nicht so wenige Menschen Verhaltensmaßstab ist; ja dass sogar politische Entscheidungsträger mit ähnlichen Slogans Wahlgewinne erzielen konnten. Wir brauchten nicht erst die erzwungene Fragmentierung durch eine weltweite Pandemie, die Arbeitsgruppen, Schulklassen, Freundeskreise und sogar Familien aufgespalten und viele Menschen, insbesondere die Alten und Kranken, noch stärker in die Vereinsamung getrieben hat, um festzustellen, wie gefährlich und zersetzend sich

Egoismus und Fixiertheit auf den eigenen Vorteil für unser menschliches Leben auswirken. Das alles haben wir schon vorher gewusst und zum Teil auch schmerzhaft erfahren, dort, wo menschliche Gemeinschaften zerbrechen und wo sich Zuwendung in Abkehr und Feindschaft verwandelt. Ein Krieg, wie wir ihn seit nun schon beinahe einem Jahr in Europa, in der Ukraine erleben, ist sicher die extremste Form von Eskalation eines solchen Prozesses der Entfremdung und Aufspaltung, der Einteilung in Freund und Feind, des Auf-sich selbst-zurückgeworfen-Seins, weil es plötzlich nur noch um das bloße Überleben geht.

Wir wussten eigentlich, dass das Leben im Wesentlichen ein Zusammenleben ist, dass wir Menschen im Grunde Gemeinschaftswesen sind, die einander brauchen und aufeinander angewiesen sind. Durch die Erfahrungen der Coronazeit und der damit verbundenen Einschränkungen, insbesondere während der Lockdowns, wurde dieses Grundbedürfnis nach Gemeinschaft vielen neu bewusst. Und so konnten wir in den zurückliegenden



Wochen und Monaten, in denen sich – zumindest bei uns – eine schrittweise Rückkehr in die Normalität vollzogen hat, erleben, wie dankbar viele Menschen dafür waren, dass man sich einfach wieder treffen und geselligen Austausch pflegen konnte. Ich sehe auch unser heutiges Beisammensein in dieser Linie.

Nach zweimaliger Verschiebung wegen der Pandemie-Beschränkungen ist es heute möglich, den Neujahrsempfang des Erzbistums Bamberg in Hof durchzuführen. Zwei Jahre mussten wir warten, um endlich hierher zu kommen, ganz nach oben in Bayern und in unserem Erzbistum. Ich freue mich darüber sehr und danke allen, die uns dieses Zusammenkommen ermöglicht haben. So grüße ich an erster Stelle Frau Oberbürgermeisterin Eva Döhla und danke herzlich für die freundliche Aufnahme hier in der Freiheitshalle der Stadt Hof sowie schon jetzt für Ihr später folgendes Grußwort. Freilich haben wir auf dem langen Anweg hierher eine schwere Einbuße erlitten: Unser Erzbistum hat keinen Erzbischof mehr. Durch die Annahme des Amtsverzichts von Erzbischof Dr. Ludwig Schick durch Papst Franziskus am 1. November 2022 ist der Erzbischöfliche Stuhl verwaist. Ich freue mich aber, dass unser emeritierter Erzbischof unter uns ist und

grüße ihn von Herzen. Zusammen mit ihm grüße ich alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diözesanleitung, namentlich Frau Ordinariatsdirektorin Jutta Schmitt und alle anwesenden Mitglieder des Metropolitankapitels und der Ordinariatskonferenz. Ich grüße die Mitbrüder im Priestertum und Diakonat, stellvertretend für alle den Leitenden Pfarrer des Seelsorgebereichs Hofer Land, Herrn Pfarrer Stefan Fleischmann, sowie alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im pastoralen und schulischen Dienst.



Ein herzlicher Gruß geht auch an die beiden Vorsitzenden des Diözesanrates, Frau Astrid Schubert und Herrn Dr. Günter Heß, ebenfalls stellvertretend für die vielen Ehrenamtlichen, die in Diözesanrat, Diözesansteueraussschuss, Kirchenverwaltungen, Pfarrgemeinderäten, Seelsorgebereichsräten, in katholischen Vereinen und Verbänden und weit darüber hinaus so wertvolle und wichtige Dienste tun. Ich grüße die vielen haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Caritas, sowie alle Vertreterinnen und Vertreter der dem Diözesancaritasverband angeschlossenen caritativen Organisationen.

Ein herzlicher Gruß ergeht auch an die Mitglieder der verschiedenen Ordensgemeinschaften in unserem Erzbistum, Ordensfrauen und Ordensmänner, die mit ihrer jeweils spezifischen Spiritualität die Vielfalt kirchlichen Lebens darstellen und bereichern. Stellvertretend für alle Ordensleute grüße ich die Äbtissin von Kirchscharten, Mutter Mechthild Thürmer. Einen besonderen Gruß möchte ich allen Schwestern und Brüdern aus der Ökumene entbieten, namentlich adressiert an die Regionalbischöfin des Kirchenkreises Bayreuth, Frau Dr. Dorothea Greiner.

Ich freue mich, dass Vertreterinnen und Vertreter der Politik heute anwesend sind und grüße namentlich Herrn Staatsminister Joachim Herrmann und Herrn Landrat Dr. Oliver Bär. Mit ihnen seien alle Politikerinnen und Politiker sowie die Abgeordneten auf Bundes-, Landes-, Bezirks- und kommunaler Ebene herzlich willkommen geheißen.

Wir spüren immer wieder und vielleicht in der letzten Zeit immer deutlicher, wie wichtig es ist, dass die Verwaltung des öffentlichen Lebens sowie die Justiz gut funktionieren. So grüße ich herzlich die Vertreterinnen und Vertreter von Polizei, Feuerwehr und Bundeswehr, von Justiz und Gerichtsbarkeit, sowie aller Bereiche der öffentlichen Verwaltung. Ich grüße alle Vertreterinnen und Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, von IHK, Handwerkskammern, Gewerkschaften, sowie des Bauernverbandes und der Landwirtschaft. Ebenso seien alle Medienvertreter in den Gruß eingeschlossen.

Und ich grüße alle, die in Wissenschaft und Bildung tätig sind, in Hochschulen und Schulen, aber auch in dem weiten Feld von Kunst und Kultur.

Seien Sie alle, die Genannten und die bisher noch nicht Genannten, herzlich begrüßt und vielmals bedankt für Ihren unersetzlichen Einsatz für unser Gemeinwesen und Gemeinwohl.

« Wir können nur gemeinsam in die Zukunft gehen, oder wir werden überhaupt nicht dort ankommen. »

Und nun – endlich – möchte ich ausdrücklich Frau Professorin Dr. Ursula Nothelle-Wildfeuer begrüßen, die uns heute den Festvortrag halten wird zum Thema: „Gemeinsam für die Zukunft. Geschwisterliche Kirche – missionarische Kirche im 21. Jahrhundert“. Sie, Frau Nothelle-Wildfeuer, sind seit dem Jahr 2003 Professorin für Christliche Gesellschaftslehre an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau und Sie sind bereits seit über 20 Jahren als Beraterin in verschiedenen Kommissionen und Arbeitsgruppen der Deutschen Bischofskonferenz tätig. Ich freue mich sehr, dass Sie heute hier sind und uns aus dem reichen Fundus Ihrer wissenschaftlichen Expertise Impulse geben zur Frage, wie wir gemeinsam in eine gute Zukunft kommen und welchen Beitrag die Kirche dazu heute leisten kann und leisten muss.

Ja, es kann uns nämlich nicht genügen, nur die Zusammenarbeit in einer fragmentierten Welt besser zu organisieren, damit die Wirtschaft wieder ins Laufen kommt. Fragmentierung ist kein Zustand, mit dem wir uns abfinden dürften, und, soweit ich mich erinnere, auch keines der Prinzipien der katholischen Soziallehre. Dort finden sich eher Begriffe wie Personalität, Solidarität und Subsidiarität, die alle nur im Horizont von Gemeinschaftlichkeit und Bezogenheit aufeinander zu verstehen und mit Leben zu füllen sind. Leben in Gemeinschaft ist kein Spaziergang, nicht in der Familie, nicht in der Gesellschaft, nicht im Staat und auch nicht in der Kirche. Wir erleben oft, wie viel Energie nötig ist, um die tatsächlich vorhandenen Unterschiede auszuhalten, um trotz Enttäuschungen beieinander zu bleiben und es wieder

neu miteinander zu versuchen. Doch nur wer sich auf diesen anstrengenden Weg begibt, kann auch erfahren, dass man unterwegs reich beschenkt wird durch die Vielzahl und Vielfalt der Menschen und ihrer Geschichten, auch der anstrengenden. Ohne den Willen zur Gemeinschaft, gibt es überhaupt keine Zukunft für uns Menschen. Wir können nur gemeinsam in die Zukunft gehen, oder wir werden überhaupt nicht dort ankommen.

Wir tragen das Wissen darum in uns und wir gestalten weithin auch unser Leben danach. Die Vielzahl der

heute hier Anwesenden aus den unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft bezeugt dies in eindrücklicher Weise. Es braucht, um der gefährlichen Fragmentierung aller Lebensbereiche entgegenzuwirken, eine Stärkung der Vergemeinschaftung unter uns Menschen, und genau an dieser Stelle liegt eine zentrale Aufgabe von Kirche: Gemäß der Kirchenkonstitution des II. Vatikanischen Konzils, Lumen Gentium 1, ist die Kirche „in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen





Menschheit.“ Die ganze Menschheit ist also im Blick zu behalten, nicht nur die hundertprozentig Überzeugten oder diejenigen, mit denen man ohnehin auf einer Wellenlinie liegt.

Bei aller Berechtigung und Notwendigkeit, den Blick auf Missstände in der Kirche zu richten und menschliches Fehlverhalten zu kritisieren, mit dem Ziel, es zukünftig zu verhindern, gehört zur ganzen Wahrheit nämlich auch, dass Kirche noch viel mehr ist als die Summe der Missstände und des menschlichen Fehlverhaltens. Kirche baut Gemeinschaft auf, sie bringt Menschen zusammen und bringt sie, Kraft ihrer Sendung, in Berührung mit Gott. Denn der missionarische Auftrag von Kirche ergibt sich nicht aus der Notwendigkeit des personellen Selbsterhalts, sondern aus der Sendung, die von Gott, dem Vater, ausgeht und über Jesus Christus auf die Apostel übergeht, damit alle Menschen aller Zeiten erfahren, dass der Herr bei uns bleibt bis ans Ende der Welt. Und dieser missionarische Auftrag gilt, ganz gleich wie viele wir (noch) sind, weil es dabei nicht auf die menschliche Kraft, sondern auf den Geist Gottes ankommt, der hinter dieser Sendung steht.

Und Kirche ist geschwisterliche Kirche, wodurch in meinen Augen auch angedeutet ist, dass es da nicht

immer nur harmonisch zugehen muss, wie eben unter Geschwistern meistens üblich. Da kann man schon auch richtig streiten, entscheidend ist, dass man trotzdem beieinander bleibt und füreinander einsteht.

Heute aber sind wir nicht zum Streiten zusammengekommen, sondern zur Begegnung, zur dankbaren Wahrnehmung der Vielfalt von Menschen, die in unserem Erzbistum leben und arbeiten. Ich danke nochmals allen, die heute hier sind, für Ihren wertvollen Dienst am Leben der Gemeinschaft und damit der Zukunft, und ich schließe in meinen Dank die vielen ein, für die Sie heute auch stellvertretend anwesend sind. Ich wünsche Ihnen allen ein von Gott gesegnetes neues Jahr 2023.



Grußwort

Hofer Oberbürgermeisterin Eva Döhla



Grußwort der Oberbürgermeisterin

Ihre Exzellenz, sehr geehrter Herr Weihbischof Gössl, sehr geehrter Herr Erzbischof emeritus Dr. Schick, sehr geehrte Frau Prof. Nothelle-Wildfeuer, sehr geehrte Festgäste,

für viele von uns gehört der Besuch von Neujahrsempfängen am Beginn des Jahres zum Alltag. Wir stoßen auf das neue Jahr an, beglückwünschen uns und tauschen uns über das aus, was kommen mag. Ich darf an dieser Stelle allerdings die Besonderheit des heutigen Empfangs herausheben, zu dem uns Herr Weihbischof Gössl dankbarerweise eingeladen hat. Nicht nur, weil dieser Empfang in unserer Hofer Freiheitshalle stattfindet, sondern gerade weil am heutigen Tage gesellschaftliche Akteure aus den vielfältigsten Bereichen aus ganz Oberfranken und darüber hinaus zusammenkommen. Als Oberbürgermeisterin ist es mir eine Ehre, Sie alle in Hof begrüßen zu dürfen. Ganz besonders freut es mich, dass auch Sie, Herr Erzbischof emeritus Dr. Schick, heute bei uns sind. Ich darf Ihnen allen die besten Wünsche des Hofer Stadtrates überbringen und von Herzen alles Gute und Gottes Segen für 2023 wünschen.

Diese Wünsche haben vor dem Hintergrund der sich überschlagenden Ereignisse in unserer Welt besonderes Gewicht. Die Corona-Pandemie, der Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine und seine humanitären, ökonomischen und sozialen Folgen, der Klimawandel und die Energiekrise, die weiter fortschreitende Inflation ... Ich kann gut verstehen, dass diese Entwicklungen vielen Menschen manchmal Angst machen. Aber bekanntlich ist Angst kein guter Ratgeber. Bei aller berechtigten Sorge dürfen wir doch unsere Hoffnung und unsere Zuversicht nicht verlieren. ‚Fürchtet euch nicht‘ heißt es im Lukasevangelium. Dieser Satz ist mir ein wichtiger Leitspruch geworden. Schließlich können Furcht und Angst auch unbesonnen machen. Doch gerade in fragilen Zeiten wie den unseren ist Besonnenheit besonders wichtig. Besonnenes, aber mutiges Handeln und das Vertrauen auf eine hoffnungsvolle Zukunft muss ein Teil der Antwort auf die Herausforderungen unserer Zeit sein. Und zu diesem besonnenen Handeln gehört auch die Abstimmung und das Ringen um die besten Lösungen und auch um Kompromisse, wie es in unserer

Demokratie an der Tagesordnung sein sollte. Ich bin froh darüber, dass wir in Deutschland in diesem System leben. Sicher braucht immer wieder Reformen und Erneuerung und sicherlich strengen die Prozesse der Aushandlung manchmal auch ganz schön an. Aber ich bin stolz darauf, dass sich die demokratischen Parteien auf allen Ebenen in unserem Land bei aller Konkurrenz und bei allem politischen Ringen auf relevante Grundlagen unseres Zusammenlebens einigen können. Die Menschenrechte und unser Grundgesetz spannen einen klaren rechtlichen und moralischen Rahmen für unsere

vielfältige Gesellschaft auf. Das ist aber keine Selbstverständlichkeit! Das haben wir gerade in den letzten Monaten und Jahren immer wieder gespürt. Rechtsextreme und Reichsbürger planen den gesellschaftlichen Umsturz, in den sozialen Medien werden allerlei Fake News verbreitet und in Diskussionen immer wieder belegte Fakten verleugnet. Wir alle sind gefordert, diesen Bestrebungen Einhalt zu gebieten und uns gemeinsam für die wahrhaftigen Werte unserer freiheitlichen Grundordnung einzusetzen. Tag für Tag. An unserem Arbeitsplatz, in der Familie, in der Nachbarschaft.

« Besonnenes, aber mutiges Handeln und das Vertrauen auf eine hoffnungsvolle Zukunft muss ein Teil der Antwort auf die Herausforderungen unserer Zeit sein. »

Sehr geehrte Damen und Herren, in den Krisen unserer Zeit erlebt auch das große Wort der Solidarität eine Renaissance. Sei es der Umgang mit geflüchteten Menschen aus der Ukraine, aber auch anderen Teilen der Welt, sei es die Verantwortung jedes Einzelnen in der Energiekrise oder die Herausforderungen des Klimawandels: Nur im Vertrauen auf die Verbundenheit in einer solidarischen Gemeinschaft und mit unseren natürlichen Lebensgrundlagen und im Wert gegenseitiger Anerkennung als Menschen auf Augenhöhe können diese komplexen Herausforderungen

gemeistert werden. Und dafür braucht es uns alle, wie wir hier sitzen. Ich erlebe das in unserer Stadt jeden Tag. Wir haben proportional zu unserer Bevölkerung bayernweit die meisten Geflüchteten aus der Ukraine aufgenommen, rund 40 Prozent unserer Bevölkerung haben eine Migrationsbiografie. Natürlich stellt uns das als Stadtgesellschaft, aber auch als Stadtverwaltung, auch vor Herausforderungen. Dank des Engagements vieler – sowohl im Hauptamt als auch im Ehrenamt – gelingt das Zusammenleben aber gut. Und nicht nur in diesem Bereich entwickelt sich unsere



Stadt weiter positiv, trotz der finanziellen Hürden, vor denen wir stehen. Wir werden in den nächsten Jahren mehrere Brachflächen mit neuem Leben füllen und unsere Innenstadt weiterentwickeln. Wir werden zahlreiche Schulen sanieren. Wir werden mit unserem Kinderpass gerade Kindern aus marginalisierten Milieus mehr Teilhabe ermöglichen. Wir werden unser einmaliges Kulturprogramm weiter pflegen und uns intensiv mit den Auswirkungen des Klimawandels auf das Leben in unserer Stadt beschäftigen. All diese Dinge brauchen mutige und umsichtige politische Entscheidungen. Es braucht außerdem progressive, erfolgreiche Unternehmen, die sich als Teil des Wandels verstehen, soziale Organisationen, die sich um den gesellschaftlichen Zusammenhalt bemühen, aber eben auch religiöse Institutionen, die sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusst sind, einen moralischen Kompass bieten und die Hoffnung auf das Gute stets erneuern.

Besonders herausheben möchte ich an dieser Stelle die vielen Freiwilligen in unserem Land und ganz besonders in Oberfranken. Sie erfüllen den Anspruch der Solidarität jeden Tag aufs Neue mit Leben. Nur Dank des großen ehrenamtlichen Engagements vieler unserer Mitbürgerinnen und

Mitbürger – sei es in den Blaulichtorganisationen, im Sport, in der Kultur oder im sozialen Bereich – kann unser gesellschaftliches Zusammenleben gelingen. Deswegen gilt meine ganz besondere Hochachtung am heutigen Tag all jenen Menschen, die sich voller Eifer und voller Nächstenliebe um ihre Mitbürgerinnen und Mitbürger kümmern. Sie sind das Fundament unserer Demokratie.

Sehr geehrte Damen und Herren, am Ende meiner Worte bleibt mir vor allem eines: Ich wünsche Ihnen und uns allen neben viel Gesundheit und Glück vor allem Mut und Zuversicht. Lassen Sie uns die Hoffnung im Herzen bewahren. Sie gibt uns die Kraft, die wir brauchen, um die anstehenden Herausforderungen besonnen und mutig anzugehen. Dies tun wir im Bewusstsein, dass die gegenseitige Solidarität und der Zusammenhalt in unserer Region und in unserem Land uns über viele Aufgaben hinwegtragen vermögen. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen für das neue Jahr nochmals alles Gute, Gottes Segen und freue mich auf viele Begegnungen mit Ihnen allen am heutigen Tag und darüber hinaus.





Festvortrag

Prof. Dr. Ursula Nothelle-Wildfeuer



Gemeinsam für die Zukunft. Geschwisterliche Kirche – missionarische Kirche im 21. Jahrhundert

Sehr geehrter Herr Diözesanadministrator Weihbischof Gössl, sehr geehrter, lieber Herr Erzbischof emeritus Schick, meine Damen und Herren, ich bedanke mich sehr herzlich für die Einladung, bei diesem Neujahrsempfang der Erzdiözese Bamberg in Hof die Festrede zu halten. Es ist mir eine Ehre!

Nicht gerade eine Kleinigkeit, was da als Anspruch an die Kirche für die Sendung in offener Gesellschaft gefordert wird: Mission und Geschwisterlichkeit, Diakonie und Verkündigung, Evangelisierung und Caritas – all diese Dimensionen unseres Glaubens sind miteinander in Einklang zu bringen, um so dem Auftrag zur Sendung in der Gegenwarts- und Zukunftsgesellschaft gerecht werden zu können. Letztlich ist das, was da gefordert wird, nichts anderes als Authentizität. Auch wenn das einerseits nichts Neues und Revolutionäres ist, so scheint es doch andererseits offenkundig, dass die Sendung in offener Gesellschaft mehr denn je von der Authentizität des bzw. derjenigen lebt, dem bzw. der es gelingt, Glauben und Leben zu einer

stimmigen Verkündigung zu bringen. Könnte man so unsere anstehenden Überlegungen auf die Kurzformel bringen: ‚missionarische Kirche = authentische Kirche‘ und auch ‚authentische Kirche = geschwisterliche Kirche‘? Dem ist im Folgenden nachzugehen.

Ganz kurz möchte ich Ihnen hier sagen, was ich vorhabe: Zunächst soll dafür ein Blick auf die Transformationsprozesse in Gesellschaft und Kirche und die daraus resultierenden Herausforderungen geworfen werden, sodann möchte ich kurz etwas zum durchaus umstrittenen Missionsbegriff sagen. Danach geht es um die verschiedenen Dimensionen von glaubwürdiger Kirche – als Antwort auf die genannten Herausforderungen und schließlich um ein kurzes Fazit.





« Die Kirche steckt in einer tiefen Vertrauenskrise, aus der mit einem ›Weiter so‹ oder mit kleinen Reformen an dieser oder jener Stellschraube nicht herauszufinden ist.»

1. Transformationsprozesse in der Gesellschaft, Kirchenkrise und Glaubwürdigkeitskrise als Herausforderung

- In den letzten Jahren, man kann sagen, im letzten Jahrzehnt, kommen Entwicklungen den Menschen nahe, die man bislang eher aus der Ferne beobachtet hat. Menschen, die zu uns flüchten, bringen ihre Kultur, ihre Religion, auch ihre Konflikte und ihre Traumatisierungen mit. Davon bleibt unsere Gesellschaft nicht unberührt, Migration wird zu einem Lernort. Die viel beschworene Globalisierung findet nun vor unserer Haustür statt.
- Die Erfahrung von Freiheit und Autonomie, die so unaufhaltsam voranschreitende Individualisierung als Kennzeichen der Moderne ruft nicht nur positive Reaktionen hervor. Die Aufgabe, die solcher Zugewinn von Freiheit mit sich bringt, scheinen viele als Überforderung wahrzunehmen.
- Diese mittel- und langfristige Entwicklung wird gegenwärtig noch einmal beschleunigt dadurch, dass aus dem Schwung der neuzeitlichen Moderne, der den Menschen viel Freiheit und Autonomiezuwachs gebracht hat, letztlich aber auch ein prinzipielles Misstrauen Institutionen gegenüber resultiert, das aktuell in rasantem Tempo seine Wirkung entfaltet. Die Kirche als Institution partizipiert zum einen an dieser Tendenz des

Misstrauens – Institutionen sind keine Selbstverständlichkeit mehr, sie generieren ihre gesellschaftliche Akzeptanz nicht mehr aus sich selbst heraus. Zum anderen kommt noch spezifisch innerkirchlich dazu, dass der Missbrauchsskandal, die Veröffentlichung der MHG-Studie, viele Menschen, die sich bislang noch der Kirche zugehörig gefühlt haben, dazu geführt haben, sich im absoluten Unverständnis, in maßloser Enttäuschung, mehr noch, im Zorn von ihr abzuwenden. Der Verlust des Vertrauens in diese Institution wird noch befördert durch einen Verlust des Vertrauens in das Personal dieser Institution. Die Kirche steckt in einer tiefen Vertrauenskrise, aus der mit einem „Weiter so“ oder mit kleinen Reformen an dieser oder jener Stellschraube nicht herauszufinden ist.

- Digitalisierung, von der wir sicher fast alle profitieren – spätestens in der Coronazeit haben wir gemerkt, wie wichtig sie uns geworden ist und wie weit zurück wir in Deutschland damit aber auch sind – diese Digitalisierung bedeutet nun nicht mehr nur, immer und überall online sein zu können, sondern künstliche Intelligenz (hingewiesen sei hier nur auf die neue KI chat GPT, die seit Mitte November nutzbar ist) und Roboter erobern unsere Arbeitswelt und unseren Alltag.

Werden wir in ein paar Jahren alle ausgemustert und überflüssig sein, weil Roboter unsere Jobs viel besser ausführen können?

- Die politische Lage ist selten unübersichtlich geworden, man schaue nur auf die Entwicklungen in der Ukraine und Russland, auf China, auf Brasilien, auf den Iran und Afghanistan, sowie auf diverse Krisenherde in weiteren Ländern. Vor allem der Krieg in der Ukraine stellt uns auch in unserer bisher eingeübten und argumentativ verteidigten Positionierung zu Waffenlieferungen, zum Recht auf Verteidigung, insgesamt zur Friedensethik in Frage. Die Rede des Bundeskanzlers von der Zeitenwende reicht sehr viel weiter als nur bis zur Frage nach Kampfpanzern.
- Eine solche komplexe Gemengelage ist herausfordernd, und gerade politisch ist die Gefahr groß, hier vereinfachende Antworten, populistische Antworten zu geben, denen jede Ambiguitätstoleranz, also die Bereitschaft, Widersprüche auszuhalten, fehlt. Man flüchtet sich in simple und das heißt zumeist eindimensionale und monokausale Erklärungszusammenhänge und will das Rad der Geschichte zurückdrehen. Zurückdrehen auch in eine Zeit, in der die katholische Kirche noch milieubildend und eine nicht hinterfragte kulturelle

und gesellschaftliche Größe und Autorität gewesen ist. Da sich die Situation aber nicht nur für die Kirche in der Gesellschaft, sondern auch in der Kirche selbst massiv geändert hat, führt dies auch im kirchlichen Kontext zu ähnlichen Angst- und Verunsicherungszuständen.

Die Entwicklungen innerhalb der Kirche (viele gilt auch für die Kirchen) sind in diesem Zusammenhang der Beschreibung von aktuellen Herausforderungen noch gesondert in den Blick zu nehmen¹:

- Rainer Hank sprach vor einiger Zeit in der FAZ vom Bankrott des Christentums angesichts der aktuellen Entwicklung im Nachgang zur MHG-Studie in den einzelnen (Erz-)Bistümern. Im Jahr 2021 gab es in Deutschland insgesamt knapp 360.000 Austritte, die Zahlen steigen in atemberaubendem Tempo. Dazu kommen die Berechnungen aus dem Freiburger Forschungszentrum Generationenverträge (FZG), die ergeben haben, dass die Kirchen bis 2060 ihre Mitgliederzahlen halbiert haben werden. Ökonom Bernd Raffelhüschen hatte das berechnet, als Vorzeichen vor der Klammer stand allerdings, dass diese Halbierung eintreten werde, wenn die Kirchen nicht gegensteuern. Wenn das nicht ein ernstzunehmender Weckruf ist!

- Kirchengesellschaftlich wird seit geraumer Zeit beschrieben, dass die verfassten Kirchen in ihrer Bindungs- und Prägestärke nachlassen. Global betrachtet, sind die Gründe hierfür unterschiedlich. Sehr deutlich zeichnen sich aber zwei unterschiedliche Entwicklungen ab.
- Auf der einen Seite steht ein vermeintlich traditionelles Kirchenchristentum, das, rein quantitativ betrachtet, weniger Zulauf erfährt, wobei zu fragen wäre, wo hier der historische

Maßstab gesetzt wird. Die Volkskirche verschwindet. Angesichts dramatischer Schrumpfungsprozesse gilt es, alles auf den Prüfstand zu stellen. Ein „Weiter so“ ist keine denkbare Option mehr. Verschont bleibt von diesen Prozessen keine kirchliche Ebene, denn überall zeigen empirisch feststellbare Fakten die Notwendigkeit, Strukturen gegenwartsadäquat und zukunftsgeeignet umzuformen. Deutlich formuliert heißt das:



¹ Vgl. hierzu das Vorwort Nothelle-Wildfeuer/Striet 2018, 7-10.

- Die Zahl der Messbesucher, der Priester, der Seelsorger und Seelsorgerinnen, der Theologen und Theologinnen bröckelt dramatisch; die Nachfrage nach Sakramenten, nach kirchlichem Beistand an Lebenswenden, Taufen, Trauungen, Beerdigungen nimmt rasant ab. Solche Sondergottesdienste dienen allenfalls noch als kultureller und brauchtsbezogener Rahmen für entsprechende Feste (die aber inzwischen auch von Eventmanagern jeder Art im Zweifelsfall noch professioneller gestaltet werden). Auf diese pastoral- und religionssoziologische Entwicklung muss die Kirche, müssen die Verantwortlichen natürlich reagieren, und ein solch massiver Einbruch zieht einen massiven Umgestaltungsdruck nach sich.
- Viele Menschen haben primär das Gefühl, ihrer kirchlichen Heimat und Wurzeln beraubt zu sein, dass sie sich abwenden, weil das nicht mehr ihre Kirche ist, weil sie nicht mehr übereinstimmen können mit der kirchlichen Glaubens- und vor allem Morallehre, weil sie, was jetzt noch dazu kommt, maßlos enttäuscht und entsetzt sind über alles, was im Zusammenhang mit der Missbrauchsstudie steht. Vieles ist nicht mehr mit ihrem Leben in Übereinstimmung zu bringen, sie erfahren die Kirche auch nicht als eine Institution, die interessiert wäre an ihrem Leben

und Alltag, nicht als eine Institution, die wahrhaftig lernbereit wäre.

- Auf der anderen Seite gewinnt ein stark auf Innerlichkeit, auf charismatische Geisterfahrungen setzendes freikirchliches Christentum an Fahrt und an Zulauf. Und interessanter Weise gibt es in Folge dieser zweiten Entwicklung eine inzwischen deutlich zu beobachtende Schnittstelle zwischen evangelikalen, freikirchlichen Christentümern und sich als Erneuerungsbewegungen beschreibenden Gruppierungen, die sich (auch) in der katholischen Kirche verorten. Gegen eine verunsichernde gesellschaftliche Moderne mit ihren pluralen Angeboten und ihrer wachsenden Komplexität, gegen ein Nebeneinander von Orientierungsmöglichkeiten und der Notwendigkeit, den Freiheitsspielraum verantwortet zu nutzen, setzt man auf innere Erfahrung – und auf vorgebliche Eindeutigkeit. Religiös zu sein, ist in diesem Kontext wieder alles andere als abwegig, und in christlichen Zirkeln gibt es einen spezifischen „Jesushype“, der erstaunlich ist. Man ist sehr entschieden, man hat Jesusbegegnungen – ja, man weiß genau, was Jesus, was Gott von einem will, weil man dies eben innerlich spürt. Der Verlust der Mitte soll saniert werden. Remissionierung ist das Schlagwort.

« Viele Menschen haben primär das Gefühl, ihrer kirchlichen Heimat und Wurzeln beraubt zu sein, dass sie sich abwenden, weil das nicht mehr ihre Kirche ist, weil sie nicht mehr übereinstimmen können mit der kirchlichen Glaubens- und vor allem Morallehre, weil sie, was jetzt noch dazu kommt, maßlos enttäuscht und entsetzt sind über alles, was im Zusammenhang mit der Missbrauchsstudie steht.»



Heilsnotwendigkeit wissen, in sie aber nicht eintreten oder in ihr nicht ausharren wollen“ (LG 14). Darin liegt dann die Notwendigkeit von Mission begründet. Zum anderen nennt er als zweite Form die „Freiheits- bzw. Zeugnis-Missiologie“, die davon ausgeht, dass auch Menschen außerhalb der sichtbaren Kirche das Heil finden könnten, „weil Gottes Gnade schon in ihnen wirkt“³. Im Missionsdekret *Ad gentes 10* heißt es, dass „um allen Menschen das Geheimnis des Heils und das von Gott kommende Leben anbieten zu können“, die Kirche sich all diesen Gruppen – quasi inkarnatorisch – einpflanzen muss. Der Terminus des Anbietens ist entscheidend: Hier wird der Glaube als Angebot verstanden, „das die Freiheit dessen wahr, dem dieses Angebot gemacht wird.“⁴ Mission ist damit wesentlich und konstitutiv mit Freiheit verbunden, was wiederum zutiefst christologisch und inkarnationstheologisch verankert ist.

Mission wurde in logischer Konsequenz der oben genannten Bekehrungsmissiologie in der Tradition vorrangig verstanden als das Bemühen um die Gewinnung neuer Mitglieder. Im Unterschied zu diesem ekklesiozentrischen Ansatz kommt das II. Vatikanum zu der Erkenntnis, dass die „Quelle jeglicher Mission der Kirche [...] im Anspruch des Reiches Gottes

[besteht]“⁵, genau hier liegt die *differentia specifica* christlicher Mission. Das bedeutet: „Wer als Missionarin oder Missionar von der Hoffnung des Evangeliums kündigt – ob in fremden Ländern oder im eigenen Lebenskontext –, bezeugt die verändernde und erlösende Wirklichkeit des Reiches Gottes, das die Christen als Heilsanspruch für alle Menschen bekennen.“⁶ Entscheidend bei diesem Ansatz ist, dass das Reich Gottes bei allen konkreten Konsequenzen, die es in dieser Welt zeitigt, doch eine transzendente, diese Welt und auch die Kirche übersteigende Realität und Größe ist. Kirche und Reich Gottes sind nicht identisch, die Kirchenkonstitution *Lumen gentium* definiert die Kirche „in Christus gleichsam [als] das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ (LG 1) Es geht also in der Mission um das Heil, das Gott den Menschen zugesagt und in Jesus Christus bewirkt hat.

Damit ist ein entscheidendes Stichwort genannt: Das der Missionierung. Im Titel meines Vortrages ist ja auch die Rede von missionarischer Kirche. Auf den Begriff der Mission ist dann ebenfalls kurz zu schauen:

2. Mission – eine oder die letzte Chance für das Christentum und die Kirche?

Es liest sich äußerst befremdlich, wenn auf dem Klappentext eines Buches aus dem Jahr 2018 mit dem Titel *Mission Manifest von der „vielleicht letzte(n) Chance für das Christentum [...] zu überleben“* die Rede ist – ist Gott am Ende, wenn die Menschen keinen Weg mehr sehen? Es liest sich auch befremdlich, wenn von einem Comeback der Kirche die Rede ist – geht es bei

Mission nicht darum, die Hoffnung des Evangeliums zu künden und damit das angebrochene Reich Gottes zu bezeugen, das die Kirche in unersetzbarer Weise zeichenhaft sichtbar macht, mit dem sie aber nicht identisch ist? Es lohnt sich also, genauer auf den Missionsbegriff zu schauen.

Mein vor zwei Jahren verstorbener Kollege, der Dogmatiker Peter Walter, unterscheidet zwei Formen von Missiologie: zum einen die traditionelle „Notwendigkeits- bzw. Bekehrungsmissiologie“², die deutlich macht, dass „auf der Kirche die Pflicht (liegt), den Glauben und das Heil Christi auszubringen“ (AG 5), was bedeutet, dass die nicht gerettet werden können, „die um die katholische Kirche und ihre von Gott durch Christus gestiftete

² Walter 2012, 64.7-10.

³ Ebd., 66.

⁴ Ebd., 67. An diesen Begriff des Anbietens knüpft auch die französische Bischofskonferenz mit ihrer Schrift aus dem Jahre 2000 „Proposer la foi dans la société actuelle“ an.

⁵ Ebd., 117.

⁶ Ebd., 117.

3. Authentizität durch Logos, Ethos und Pathos

Gerade in der gegenwärtigen Gesellschaft scheint die Sehnsucht nach Authentizität, nach erfahrbarer, spürbarer Wirklichkeit Gottes zu wachsen und vorrangig zu werden. Wir leben in Zeiten, so lässt sich mit dem Ruhrbischof Franz-Josef Overbeck festhalten, in denen die Plausibilität des Glaubens und auch des religiösen Lebens sehr an der erfahrenen Wirklichkeit hängt.

Nicht erst seit der aktuellen Krise der Kirche, sondern auch schon weit vorher gab es die Frage nach der Authentizität. Meines Erachtens ist dies eines der großen Themen, das Papst Franziskus' Pontifikat wie ein roter Faden durchzieht, dabei betont er immer wieder die konstitutive Verbindung von Ekklesiologie und Ethik unter dieser Perspektive der Glaubwürdigkeit. Wie lässt sich das mit Authentizität Gemeinte nun adäquat fassen? Für eine systematische Bestimmung werden wir bei Aristoteles fündig: Im ersten Buch seiner Rhetorik spricht er von drei notwendigen Wegen, um überzeugend, also authentisch zu sein: das Ethos, den Logos und das Pathos. Auf heute übertragen bedeutet das, dass Authentizität nur erreicht wird durch ein Zusammenspiel der Glaubwürdigkeit des Redners, der Kraft der Argumente und

der Gefühle, die er bei den Zuhörern hervorruft. Auf diese drei verschiedenen Wege bzw. Dimensionen möchte ich im Folgenden näher eingehen:

3.1 Logos – Rede und Antwort stehen

Das entscheidende Mittel ist für Aristoteles das Argument, denn es geht um Überzeugen, nicht um Überreden. Mit dem Verweis auf den Logos ist die rationale, systematische und zusammenhängende Argumentation gemeint, wofür letztlich die Wissenschaft zuständig ist. Wer authentisch sein will, muss nun selbstverständlich nicht notwendig ein Wissenschaftler, ein Theologe sein, aber es gilt, was wir in 1 Petr 3,15 lesen können (und was übrigens die klassische biblische Begründung für die Fundamentaltheologie ist). Es heißt dort: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“ Für den christlichen Glauben ist es zentral, Rede und Antwort zu stehen, also mit nachvollziehbaren und vernünftigen Argumenten über den Glauben zu sprechen (nicht gemeint ist, um hier keinerlei Missverständnis aufkommen zu lassen, den Glauben herzuleiten und zu begründen). Menschliches Sprechen zeichnet sich ja dadurch aus, dass wir zusammenhängend, aufeinander aufbauend, rational nachvollziehbar reden. Und es ist geradezu ein Spezifikum



« Gerade in der gegenwärtigen Gesellschaft scheint die Sehnsucht nach Authentizität, nach erfahrbarer, spürbarer Wirklichkeit Gottes zu wachsen und vorrangig zu werden.»

unseres Glaubens, dass wir nicht den Verstand an der Garderobe abgeben müssen und nur noch Katechismus-sätze unhinterfragt und kritiklos zu wiederholen haben, sondern auch hier argumentieren dürfen, können und müssen. Wir brauchen – heute mehr denn je – eine fundierte und kritische Auseinandersetzung mit Glaubensinhalten, sonst wird der Glaube fundamentalistisch, nicht grundlos beklagen wir ja gerade die Verdunstung christlicher Grundaussagen und basalen Wissens, das die Menschen heute nicht mehr haben bzw. nicht mehr ins Wort bringen können. Die Sprachfähigkeit in Glaubensangelegenheiten ist gerade für unsere Gegenwartsgesellschaft ein zentrales Anliegen. Und es braucht eine fundierte Auseinandersetzung mit der facettenreichen Entwicklung der Gesellschaft, sonst wird der Glaube weltfremd und droht, in eine Parallelwelt abzugleiten. Gerade gegenwärtig ist bei einem Teil der Kirchenmitglieder die Tendenz zu beobachten, genau solche Argumentation, solche Differenzierung und auch solche kritische Anfrage zu verteufeln, zumindest aber verantwortlich zu machen für viele (Fehl-)Entwicklungen in unserer Kirche. Dem ist an dieser Stelle deutlich zu widersprechen: Glaube und Verkündigung sind ein ganzheitliches Geschehen, dürfen also

auch diesen Bereich des Diskursiven nicht außer Acht lassen, wenn es um die Dimension des Missionarischen geht, sonst droht seine Glaubwürdigkeit und die des Verkünders verloren zu gehen. Missionarisch-Kirche-Sein gelingt nicht unter Ausschaltung der Fragen und Überlegungen der Menschen von heute, Fragen lassen sich nicht verbieten oder unterbinden – wir sehen das etwa an der Frage nach dem Zugang von Frauen zu Weiheämtern. Auch wenn Papst Johannes Paul II. jede weitere Diskussion darüber unterbinden wollte, stellen die Menschen von heute genau diese Fragen.

In diesem Kontext ist noch ein zweiter Aspekt zumindest kurz zu erwähnen, nämlich nicht nur das ‚Dass‘, also die Tatsache, sondern auch das ‚Wie‘, also der Modus des Sprechens über den Glauben ist relevant. Suchen wir, die pluralen Sprachen der Menschen von heute zu verstehen und zu sprechen, suchen wir, Menschen auf unterschiedlichen (sprachlichen) Wegen und in verschiedenen literarischen Genres zu erreichen.

3.2 Ethos – Leben als Verkündigung

Auch die Frage nach dem zweiten in der Aristotelischen Rhetorik notwendigen Element, nach dem Ethos, ist hier entscheidend aufzunehmen. Das ist das Element der geschwisterlichen Kirche, das im Titel meines Vortrages eine ebenfalls wichtige Rolle spielt.

Lassen Sie mich dies als Sozialethikerin konkretisieren als Frage nach Diakonie und Caritas, (im Titel meines Vortrages ist ja genau das gemeint, wenn von geschwisterlicher Kirche die Rede ist) nach der Bedeutung unseres

christlichen Engagements in dieser Gesellschaft: Ist dieses Engagement konstitutiv für den Glauben und seine Entfaltung oder ist es nebensächlich und letztlich vernachlässigenswert, weil einfach nur „humanistischer Mainstream“ und deswegen kein proprium christianum? Dahinter steht dann letztlich noch ein anderer, fundamentaler Punkt: Ermöglicht auch solches Engagement Gottesbegegnung, oder ist es ein Nebenprodukt, abgeleitet aus dem, was eigentlich wichtig ist?





Wenn die Rede vom Eigentlichen ist, dann gibt es immer zugleich auch das, was nicht zum Eigentlichen gehört, sondern was Peripherie, was unwesentlich ist. In Zeiten wie den unsrigen, in denen kirchliche und gesellschaftliche Umbrüche massive Herausforderungen darstellen, in denen neu zu klären ist, wie heute und auf Zukunft hin das Evangelium verkündet werden und die darin zum Ausdruck kommende Hoffnung das Leben prägen kann, ist oft genug zu hören, die Kirche solle sich auf das Wesentliche konzentrieren. Und das Wesentliche ist das Eigentliche. Vom „Kerngeschäft“ ist in gut betriebswirtschaftlicher Manier die Rede, man solle Prioritäten und Posterioritäten sortieren. Wer würde da nicht zustimmen? Soweit gibt es durchaus breiten Konsens in Kirchen- und Theologenkreisen.

Aber, und da scheiden sich die Geister schon bald: Was gehört dann zum Kerngeschäft? Schnell und lautstark wird die Kirche sowohl außerhalb als auch innerhalb ihrer selbst verwiesen auf die Kanzel und an den Altar, oder, so lautet dann die Frage, „gleichen wir einer gut organisierten NGO mit edlen humanitären Zielen“⁷ – womit dann bereits in der Frage die negative Konnotation nicht zu überhören ist? Von dort aus ist es dann nur eine logische Konsequenz, festzuhalten, dass

der binnenkirchliche Raum bzw. noch deutlicher der Kircheninnenraum das Eigentliche ist, das ‚Draußen‘, Welt und Gesellschaft, das ist die Peripherie, das Unwichtige. So meinen die einen. Innerkirchlich ist es genau auf dieser Linie gegenwärtig wieder hochaktuell – man könnte sagen, analog zu Trumps berühmt gewordenem „America first“ – von „Mission first“, also vom absoluten Vorrang für Mission, Bekehrung und (Neu-)Evangelisierung zu sprechen. Zu diesem Missionsverständnis gehört – und das ist schon eine deutliche Aussage hinsichtlich der christlichen Sozialethik – dass alles, was ‚weltliche‘, gesellschaftliche, politische Fragen angeht, auf einen deutlich nachrangigen Platz zu verweisen ist, „hinter der Nachfolge Christi immer an zweiter Stelle“⁸ zu stehen hat. Was da in die hinteren Reihen verwiesen wird, ist etwa die Sorge um die Familie, aber es gehören in diesen Kontext auch alle Facetten von verantworteter Welt- und Gesellschaftsgestaltung.

⁷ Hartl u.a. 2018, 118.

⁸ Ebd., 133.

Das aber mutet nicht nur Menschen seltsam an, die in dieser komplexen Gesellschaft und jeweils an dem Ort, versuchen, ihren Glauben zu leben, an dem sie leben und arbeiten, diese Reduktion verfehlt auch aus theologischer und gesellschaftlicher Perspektive völlig die Bedeutung, die der christliche Glauben in der Gesellschaft entwickelt, wie aber auch umgekehrt die Relevanz, die der Welt für den christlichen Glauben zukommt. Und damit wird deutlich, dass es auch eine ganz andere Sichtweise auf das ‚Wesentliche‘, das ‚Eigentliche‘ geben kann.

Im Anschluss an Karl Rahner lässt sich Kirche und ihre Identität durch drei Wesensvollzüge bestimmen: durch den gefeierten Glauben (leiturgia), durch den bezeugten Glauben (martyria) und durch den gelebten Glauben (diakonia). Wobei sich erst und nur im Zusammenspiel aller drei in der Gemeinschaft der Gläubigen (koinonia) das eigentliche Kirche-Sein entfaltet. Die Dimension der Diakonia ist folglich auch konstitutiv und nicht einfach das Sahnehäubchen auf dem Cappuccino. Für den Kontext unserer Überlegungen ist es wichtig zu bedenken, dass unter den komplexen Bedingungen der Gegenwart die zuletzt genannte Dimension der Diakonia nicht nur die caritative Sorge in den

Face-to-Face-Beziehungen beinhaltet, sondern konstitutiv auch alles, was das Bemühen um die gerechte Mitgestaltung von Welt und Gesellschaft angeht.

Schon im 19. Jahrhundert war es u.a. Bischof Ketteler von Mainz, der früh erkannte, dass die soziale Frage das „depositum fidei“, also die Grundlagen des Glaubens berührt, dass es also unter den Bedingungen der modernen (Wirtschafts-)Gesellschaft und der aufkommenden Arbeiterfrage eine zutiefst mit dem Glauben zusammenhängende Pflicht sei, die Würde der arbeitenden Menschen, die er unter den Bedingungen der Industrialisierung und frühen kapitalistischen Wirtschaftsordnung mit Füßen getreten sah, durch unterschiedliche Maßnahmen wiederherzustellen und zu sichern. Er erkannte deutlich: „Der fromme Glaube genügt nicht in dieser Zeit, er muss seine Wahrheit durch Taten beweisen!“⁹ Seine Begründung dafür bringt es auch noch für heute gültig auf den Punkt: „Christus ist nicht nur dadurch der Heiland der Welt, dass er unsere Seelen erlöst hat, er hat auch das Heil für alle anderen Verhältnisse der Menschen, bürgerliche, politische und soziale, gebracht.“¹⁰ Der jüngst heiliggesprochene lateinamerikanische Bischof Oscar Romero formulierte

ganz ähnlich: „Du hast Dich sehr bemüht, bist fromm gewesen [...] Aber das Entscheidende fehlt dir noch – die Nähe zur Armut und zu den Armen!“¹¹

Auch das II. Vatikanische Konzil hat diese Relevanz der christlichen Botschaft für die Welt von heute prominent und bedeutsam formuliert. Es war sogar das Kernanliegen dieses für die Kirche so einschneidenden Konzils, unter dem Stichwort des *aggiornamento* deutlich werden zu lassen, dass und wie die Botschaft des Evangeliums für die Gegenwart und die Menschen heute Bedeutung entfalten kann, was also der Glaube mit dem Leben in all seinen Facetten und dem Wohlergehen aller zu tun hat. Die Präambel der für das Konzil programmatischen Pastoralkonstitution zeigt es: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ (GS 1)

Auf die aktuelle Problemlage von Flucht und Migration bezogen, die in vielen Fällen den Anlass für diese Debatte um die gesellschaftlich-politische Relevanz des Glaubens bietet, formuliert das Michael Gmelch, der als

Militärdekan bereits vor dem großen Flüchtlingsstrom vom Sommer 2015 am Einsatz der Seenotrettung teilgenommen und auf Lampedusa gewirkt hat: Es kann nicht sein, dass „(d)ie Welt brennt und wir [...] in der Sakristei die Geranien [gießen]“¹². Gerade in dieser Fokussierung der Kirche auf sich selbst verliert sie ihre eigentliche Bestimmung zum Dienst an den Menschen als Dienst am Reich Gottes aus dem Blick. Papst Franziskus wird nicht müde zu betonen, dass eben dieser Einsatz für eine gerechtere und menschenwürdigere Welt eine Frage der Authentizität, der Glaubwürdigkeit der Kirche ist. Ihm geht es dabei um eine Orientierung an den Kriterien der Humanität und vor allem um die Sorge um die Armen, um die an den Rändern und Grenzen der Erde, um die Ausgeschlossenen und die Weggeworfenen.

⁹ Ketteler 1977a, 25.

¹⁰ Ketteler 1977b, 370.

¹¹ Die Quelle dieses Zitates war leider nicht mehr verifizierbar.¹

¹² Gmelch 2016, 9.



Nicht können in die Welt und
weiter durch Welt und
Tat das wert. Einmal kann
was die "wunderbar" hat
und ist so auch so wenig
(von Roger Schuster)

Einmal können in die Welt und
weiter durch Welt und
Tat das wert. Einmal kann
was die "wunderbar" hat
und ist so auch so wenig
(von Roger Schuster)



Die Kirche als Akteurin solcher christlich verpflichtenden gesellschaftlich-politischen und sozialen Diakonie und ihrer Soziallehre versucht nicht, über gesellschaftliche Leistungen zu missionieren, sie benutzt derlei Aktivitäten gerade nicht – dieses Bild habe ich von dem Kirchenentwickler Valentin Dessoj – um wie mit einem Staubsauger die Menschen anzusaugen, sie dann aber aus dem Vorfeld durch das enge Rohr zum Eigentlichen zu befördern. Vielmehr ist alles Tun im Blick auf die Gesellschaftsgestaltung unverzweckt: „Die Liebe ist umsonst“, so formuliert es Papst Benedikt XVI. (Deus caritas est 31c). Christliches Handeln verbindet also gerade keinen Zweck mit dem Tun, es geht nicht um eine offene oder verborgene Funktionalisierung, sondern es spiegelt sich gerade darin die Bedingungslosigkeit der göttlichen Liebe den Menschen gegenüber wider – wenn wir etwa, so Hans-Joachim Höhn, Fremden eine Heimat anbieten und es aushalten, dass sie ihr Anderssein nicht aufgeben wollen.

Diese Bedingungslosigkeit hat sehr praktische Konsequenzen: Das, was Christinnen und Christen an caritativer-diakonischer Arbeit tun, z.B. Kitas oder Seniorenheime betreiben, Geflüchteten helfen, in dieser Gesellschaft anzukommen, aber auch, was

sie an gesellschaftlich-diakonischer Arbeit leisten, z.B. Einsatz für sozial gerechtere Strukturen im Hartz-IV-Kontext, Engagement für eine offene und Menschenwürde achtende Gesellschaft, das tun sie nicht, weil die Empfänger bzw. Adressaten Christen sind (oder werden sollen), sondern weil die Subjekte des Handelns Christen sind und sie so Zeugnis von dem Gott geben, der das Heil aller Menschen will. Die ‚Staubsauger-Mentalität‘, die in den oben genannten Aktivitäten eher abwertend das Vorfeld des Eigentlichen sieht, hat Sorge darum, bei längerem oder zu langem Verweilen im vermeintlichen Vorfeld eben dieses Eigentliche zu verlieren, sie hat Sorge darum, dass sie sich sonst im Vorfeld und im Hinausgehen selbst verliert und Jesus Christus und seiner Botschaft untreu wird.

Ganz anders die Perspektive in der nachkonziliaren Theologie: Hier ist die Rede von sog. Heterotopien (Hans-Joachim Sander). Das heißt „Anders-Orten“¹³ des Glaubens, die es zu entdecken gilt. Gemeint sind damit Orte, an denen sich Gott in unerwarteter Weise finden lässt, Orte, an denen der Glaube gelebt wird, die anders sind als unsere ‚normalen‘ Gemeinden, die Überraschendes und Altbekanntes neu entdecken lassen. Wer sagt denn, dass Glaube und Gotteserfahrung sich

« So können wir uns Christen und Christinnen als Lernende verstehen und mit den Menschen, denen wir begegnen, einen Dialog auf Augenhöhe führen.»

beschränken auf die drei Milieus, die die Kirche laut der Sinusstudie überhaupt noch erreicht? Gerade die christliche Botschaft von der unendlichen Würde und dem unteilbaren Wert jedes Menschen ermöglicht es, wirklich Ernst zu machen mit der Erkenntnis, dass alle Menschen in allen Milieus mögliche Orte der Entdeckung Gottes sind.

„Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe“¹⁴ heißt das bei Bischof Klaus Hemmerle. Bei diesem Neu-Lernen der Botschaft im Kontakt mit Menschen, die sich vielleicht nicht in unseren klassischen Gemeinden bewegen und nicht unsere Glaubenssprache sprechen, stehen wir kirchlich sicher erst am Anfang. Was das konkret heißt und wie das wirklich geht, in Kitas, in Flüchtlingsunterkünften, in Arbeitsagenturen

etc., das ist bei weitem noch nicht ausgelotet. So konstitutiv verstandenes Ethos bringt dann auch einen theologischen Perspektivwechsel mit sich: So können wir uns Christen und Christinnen als Lernende verstehen und mit den Menschen, denen wir begegnen, einen Dialog auf Augenhöhe führen. Dann können wir gerade in dieser Komplexität der Wirklichkeit, in allen Straßen und Häusern Spuren Gottes feststellen. Beispiele für solche Experimente an und mit Andersorten gibt es durchaus – geleitet von dem Grundsatz, dass die Kirche keine ‚Wart-ab-Kirche‘, sondern eine ‚Geh-hin-Kirche‘ ist: in vielfältigen Sozialprojekten, in Modellen der City-Kirche, in Kirchläden, in neuen Gemeindemodellen. Dies alles ist nicht zu verstehen als Kopiervorlage, sondern als Ermunterung, selber offen und risikobereit auf die Suche nach den Spuren Jesu zu gehen.

¹³ Vgl. Erzbischöfliches Seelsorgeamt Freiburg 2014.

¹⁴ Hemmerle 1983, 309.



3.3 Pathos – in Alltagsmoral und Ambiguitätstoleranz

Das dritte Element, das Aristoteles gemäß zur Authentizität führt, ist das des Pathos. Das meint nicht ein fanatisches, vermeintlich absolutes Überzeugtsein und eine jedem Zweifel enthobene absolute Gewissheit. Es geht vielmehr um eine Haltung, die von Leidenschaft geprägt ist, die darum weiß, „dass in unserem Leben alles vorläufig ist“¹⁵, es geht also um Leidenschaft, die zu „eine(r) adventliche(n) Haltung“ führt, „angefangen von der willigen Annahme der scheinbar alltäglich kleinen Aufgabe bis hin zur Bereitschaft, weiterzugehen, obgleich man gehofft hatte, schon endgültig angekommen zu sein“¹⁶. Glaube, so heißt es in der Einleitung zu diesem kleinen Rahner-Bändchen weiter, „ist nicht heller oder lauter Jubel ein Leben lang, sondern, die demütig nüchterne Freude des glaubenden Harrens, das nicht meint, das greifbar Gegenwärtige sei alles“¹⁷. Damit ist, so Andreas Batlogg und Peter Suchla: als Übersetzung für Pathos, „ein handfester christlicher Optimismus formuliert“¹⁸, der sein Fundament in dem hat, was wir gerade gefeiert haben, im Advent des großen Gottes, in der Menschwerdung des Logos.

Drei Einzelaspekte dieser Haltung seien hier noch zumindest genannt:

- Lebt die Alltagsmoral scheinbar banaler Selbstverständlichkeit. (So könnte man eine Konsequenz aus dem gerade bereits genannten Bändchen mit den Rahnerpredigten formulieren).

Eine der oben ja bereits zitierten, oft zu hörenden Kritikpunkte lautet, dass das Humane, an dem Christinnen und Christen in vielfältiger Weise beteiligt sind, nichts spezifisch Christliches und darum auch nichts Wesentliches ist.

Ganz anders Rahner: Mit Bezug auf die Bußpredigt von Johannes dem Täufer, der auf die Frage, was man denn tun solle, um umzukehren, keine apokalyptische Drohpredigt hält, sondern den „Bereich scheinbarer Selbstverständlichkeiten einer humanen Alltagsmoral auch nicht überschritten“¹⁹ hat, hält er ein Plädoyer für eben diese Alltagsmoral. „Der Alltag schon fordert dem Menschen, so wie er ist, der Mensch und der Alltag, viel ab. In seiner grauen Alltäglichkeit durchzuhalten kann oft schwerer sein als eine einmalige Tat, deren Heroismus sich selber zu genießen in Gefahr ist.“²⁰ Und darüber hinaus beleuchtet er Situationen, in die ein jeder und eine jede von uns geraten kann, in der diese Alltagsmoral zu einer schrecklichen

¹⁵ Rahner 2018, 18.

¹⁶ Ebd., 18f.

¹⁷ Ebd., 14.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd., 60.

²⁰ Ebd., 61f.

« Gott ist der, dem man [...] begegnet, wenn man loslässt; wenn man wagt, der Dumme zu sein, wenn man auch dort aus Machtkonflikten austritt, wo man die Chance hätte zu siegen, wo man liebt,

ohne schon zuvor die Gewissheit zu haben, wiedergeliebt zu werden; wo man seiner Überzeugung treu bleibt, obwohl sie einem nur **Nachteil einbringt.»**

– Rahner 2018, 18.

und verwandelten Sache wird, dann nämlich, wenn sie sich nicht mehr lohnt, wenn sie unrentabel wird, wenn man damit der Dumme ist. „Gott ist der, dem man [...] begegnet, wenn man loslässt; wenn man wagt, der Dumme zu sein, wenn man auch dort aus Machtkonflikten austritt, wo man die Chance hätte zu siegen, wo man liebt, ohne schon zuvor die Gewissheit zu haben, wiedergeliebt zu werden; wo man seiner Überzeugung treu bleibt, obwohl sie einem nur Nachteil einbringt“²¹. Da ist das Kommen Gottes als letzte Freiheit erlebbar: „Man scheint sich auf den längst gebahnten Straßen normaler menschlicher Lebensführung von Vernunft und Anstand, von sich lohnender Rücksichtnahme auf andere usw. zu bewegen und hat sich plötzlich in die selige Wüste Gottes verirrt, kaum dass man es selber merkt.“²²

- Geht hinaus in die Welt und, so lässt es sich frei nach Frère Roger Schütz fortsetzen, bezeugt durch Wort und Tat das vom Evangelium, was ihr verstanden habt – und sei es noch so wenig. (Gotteslob, unter Nr. 381)

Pathos fordert keine religiöse oder moralische Höchstleistung, es fordert von jedem und jeder, das, was er oder sie verstanden hat, umzusetzen! Und das in einer Welt, die scheinbar auch

ohne bewusst gelebtes Christentum zurechtkommt und in der das Christliche zunehmend verdunstet, Christen also mit ihrem Glauben eher in den privaten Bereich verwiesen sind.

Christinnen und Christen haben – real und bildlich gesprochen – auch das Recht, in der Kirche mal hinter der Säule zu stehen. Gerade nicht nur Superheldinnen und -helden sind eingeladen, sondern alle Menschen mit ihrer Kontingenz, ihren Zweifeln, ihren Fragen, ihrem Leid, ihrer Anklage an Gott, aber auch mit ihrer Gleichgültigkeit und Halbherzigkeit, einfach mit all dem, was ihr Leben ausmacht. Natürlich ist es wichtig, die Entscheidung, die bei uns zumeist noch die Eltern zu Beginn des Lebens gefällt haben, nämlich uns taufen zu lassen, zu nostrifizieren, sie zu unserer Entscheidung zu machen. Dazu zählt dann auch wieder die vernunftgemäße Reflexion dessen, was wir da glauben und was auch unser Leben prägen will. Aber davon allein ist Christentum nicht abhängig, es kann nicht ein elitäres, reines Entscheidungschristentum geben, das alle, die diese Entscheidung nicht expressis verbis fällen (können), diskreditiert. Das Katholische als das Allumfassende schließt auch die Menschen nicht aus, die vorsichtig suchen, fragen, ihre Sehnsüchte und aber auch ihre Zweifel artikulieren, auch sie

²¹ Rahner 2018, 66f.

²² Ebd., 67.



gehören dazu. Wo sind sonst die Hiobs unserer Zeit, die angesichts von Leid, Elend, Not und Krieg, von unfassbarer Ungerechtigkeit und Unterdrückung in ihrem eigenen Umfeld oder auch weltweit diesen Gott nicht verstehen, ihn anklagen, an ihm verzweifeln, ihm aber doch letztlich die Treue halten – vielleicht als letzte Hoffnung? Gerade im Blick auf sich ausbreitende Lobpreisbewegungen ist mir hier doch wichtig zu sagen, dass auch die und besonders die gerade beschriebenen suchenden, fragenden und leidenden Menschen einen Platz in der Kirche Jesu Christi haben, auch wenn sie nicht

jubilend von einer Erfahrung der Präsenz und Hilfe Gottes künden können, wenn sie nicht erfahren haben, dass Gott Unmögliches wahr werden lässt, wenn ihre Lebenserfahrung sie nicht den nie enden wollenden Lobpreis an die erste Stelle setzen lässt.

Gerade in diesem Kontext ist auch auf die eschatologische Spannung zwischen dem ‚Schon-Jetzt‘ und ‚Noch-Nicht‘ als Signatur des Reiches Gottes in der Gegenwart zu verweisen. Einerseits gilt selbstverständlich, dass das „Heil ... in seiner Vollgestalt endzeitliches Geschenk des wiederkehrenden Herrn (ist)“²³, was impli-

²³ Roos² 1980, 823.



ziert, dass das Reich Gottes nicht durch Menschenhand und menschliches Bemühen geschaffen oder vollendet werden kann – aber, und das ist hier von besonderer Bedeutung, auch nicht unter dem Druck einer „Leistung für das Gottesreich“ vollendet werden muss. Auf der anderen Seite aber erweisen sich die Gestaltung dieser Welt und die Schaffung einer besseren Ordnung für das menschliche Wohl auch in keiner Weise als völlig gleichgültig und unbedeutend: Alles, was wir in Liebe tun, hat hier Bedeutung – von einer Quantifizierung und Bemessung ist nirgends die Rede. Es geht um das menschliche Handeln aus Liebe als Antwort auf die Erfahrung des ‚Zuerst‘ der Liebe Gottes und als Zeugnis von eben dieser Liebe.

- Habt den Mut, Ambiguitäten zu tolerieren und in der Ambiguität von Welt und Wirklichkeit, von Gemeinschaft und Gesellschaft, von Individuum und Beziehungen, nach Christlich verantworteten Lösungen zu suchen.

Mit seinem kleinen, 2018 in 9. Auflage erschienenen Reclam-Bändchen mit dem Titel „Die Vereindeutigung der Welt“ hat der Islamwissenschaftler Thomas Bauer ein zentrales gesellschaftliches und auch kirchliches Phänomen der letzten Jahre aufgezeigt und analysiert, nämlich den

(fatalen) Hang zur Reduzierung und Verdrängung von Vielfalt. Die meisten Menschen drängt es, aus solcher Vielfalt resultierende Spannungen – er spricht hier von Ambiguitäten, also Mehrdeutigkeiten – aufzulösen, eben zu vereindeutigen. Solche Auflösung von Ambiguitäten bringt allerdings, so stellt er heraus, nur scheinbare Lösungen, denn sie verschiebt nur die Konfliktlinien, es entstehen neue Konflikte. Früher, um es einmal in Anklang an Lorient zu formulieren, war mehr Ambiguitätstoleranz. Genau diese Ambiguitätstoleranz ist es, was zunehmend verloren geht – auch wenn wir heute etwa von der multikulturellen Gesellschaft sprechen, kommen wir weder, so seine These, an die frühere Vielfalt heran noch haben wir die entsprechende Toleranz als Haltung. Das gilt vor allem auch für eine geschwisterliche Kirche – unsere Gemeinden könnten Orte des Einübens solcher Ambiguitätstoleranz sein oder immer mehr dazu werden.

Die Theologin Elisabeth Neuhaus beschäftigt sich in einem jüngst im Online-Magazin futur 2 veröffentlichten Artikel auch mit diesem Phänomen. Interessant ist ihr Hinweis darauf, dass „(v)om Grundsatz her [...] insbesondere die katholische Kirche mit ihrem Ansatz des ‚et-et‘ und des Diktums der Vielfalt in der Einheit und

der Einheit in der Vielfalt hervorragende Voraussetzungen mit(bringt), Ambiguität im Sinne von Kontingenzgestaltung innerhalb der Spannung des eschatologischen Vorbehaltes auszuhalten und mit Zuversicht anzugehen.“²⁴ Das Katholische scheint damit, so könnte man schließen, gewappnet zu sein vor einer Ideologisierung, weil nicht alles in vereinfachender Weise eindeutig gemacht werden kann, aber auch nicht gemacht werden muss. Und dies ist nicht einer menschlichen Unfähigkeit geschuldet, wie es heute oftmals anklingt, sondern im Gegenteil, das resultiert zutiefst aus dem Kern der Frohen Botschaft: Gerade Papst Franziskus wird nicht müde, darauf hinzuweisen, dass es darum geht, die frohe Botschaft auf die jeweilige individuelle Situation hin auszubuchstabieren. Bezogen auf das große Thema Ehe und Familie hat er in *Amoris laetitia* sehr deutlich gemacht, dass es nicht einfach eine Zweiteilung der Wirklichkeit in nur Schwarz oder Weiß gibt, sondern auch noch einen großen, vielfältig schattierten Grau-Bereich, der aber nicht etwas darstellt, was unter der Hand zu handeln und eigentlich zu verstecken bzw. zu beseitigen ist, sondern dass genau dieser Grau-Bereich und das Bemühen um einen adäquaten Umgang damit das Kernanliegen des Evangeliums

darstellt. Die Frohe Botschaft für die jeweiligen Menschen auszulegen, genau darum geht es. Menschen in der Uneindeutigkeit ihres Lebens, in der Vielfalt und Ungereimtheit ihrer Hoffnungen und Ängste, ihrer Freude und Nöte, ihrer Überzeugungen und Zweifel, sind die Adressaten eben dieser Botschaft.

Und genau das gehört zum Pathos einer missionarischen und geschwisterlichen Kirche: Erstens die Treue zu und das Aushalten dieser Vielfalt und Uneindeutigkeit. Zweitens das Bemühen um ein *Aggiornamento* auf genau diese Situationen hin, die Suche nach verantworteten Lösungen für die jeweiligen Menschen! Und drittens der Mut, solche Schritte zu gehen und umzusetzen – wiederum im Wissen um die Möglichkeit des Irrweges und des Scheiterns, aber auch des Neuanfangs – sieben Mal, siebzig Mal.

²⁴ Neuhaus 2018.

4. Authentizität – in der Übereinstimmung von Verkündigung, Glauben und Leben als Ausdruck unserer Hoffnung kommen wir zum Schluss:

Logos, Ethos und Pathos – diese drei Dimensionen scheinen, so hat der Durchgang versucht zu zeigen,

geeignet, im Zusammenspiel einen Weg zur Realisierung von Authentizität zu weisen, geeignet zu zeigen, was es heißt, in der Verkündigung Zeugnis zu geben vom eigenen Glauben und diesen dann auch wiederum mit dem Leben zu bezeugen.

« Authentizität führt die Menschen nicht nur auf ausgetretene und bereits festgelegte Pfade, sondern ermutigt zur Kreativität und zu neuen, ungewohnten Wegen, getragen von der Hoffnung, dass im Scheitern und im Gelingen sich die Größe Gottes offenbart. »

Authentizität führt nicht, wie Thomas Bauer befürchtet, zur Irrelevanz des ‚Was‘, also des Inhalts, denn es geht gerade um die Relevanz der Frohen Botschaft für das eigene komplexe und komplizierte Leben, getragen von der Hoffnung, dass diese Botschaft für alle und für jeden gilt. Authentizität führt nicht zu Leistungsdruck für das Himmelreich, wohl aber zu immer wieder neuen kreativen Realisierungs- und damit Verkündigungsbemühungen, getragen von der Hoffnung, dass diese Botschaft nicht Vertröstung auf das Jenseits bedeutet, sondern Zuversicht auch für das Diesseits.

Authentizität führt die Menschen nicht nur auf ausgetretene und bereits festgelegte Pfade, sondern ermutigt zur Kreativität und zu neuen, ungewohnten Wegen, getragen von der Hoffnung, dass im Scheitern und im Gelingen sich die Größe Gottes offenbart.

Missionarische Kirche – das Schlagwort, das gegenwärtig so sehr im Fokus steht, hat nur dann seine Berechtigung, wenn es katholisch gedacht ist – katholisch im ursprünglichen Sinne des Allumfassenden: Das Katholische, das gleichgewichtig Martyria, Liturgia und Diakonia umfasst, das Katholische, das sich auf diese Welt in all ihrer Ambiguität und Komplexität einlässt, das Katholische, das den ganzen Menschen, mit all seiner „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (GS 1), mit all seiner Zuversicht und Verzweiflung, mit all seinem Jubel und seiner Anklage ernst nimmt und von daher mit allen Wesenszügen von Kirche ein diakonisches und geschwisterliches Christentum ist.



Missionarisch ist die Kirche, die ein diakonisches Christentum verkündet und lebt, die Zeugnis gibt von der Hoffnung, die uns erfüllt, „(v)on der Hoffnung darauf“, so der emeritierte Münsteraner Fundamentaltheologe Jürgen Werbick, „dass die Seligpreisungen wahr werden“, „(v)on der Entschlossenheit, ihr Wahrwerden nicht aufs Jenseits zu verschieben“, die Zeugnis gibt „von dem Gott [...], der uns in seinem Christus vor Augen geführt und erlebbar gemacht hat, dass er keinen Menschen verloren gibt, dass deshalb niemand – für niemand – *quantité négligeable* sein darf und sein muss“²⁵. Die Spannung des ‚Jetzt schon‘ und des ‚Noch nicht‘ des Reiches Gottes fordert uns heraus, die Hoffnung auf erfülltes Leben jetzt

zu benennen und ihr Anfangen jetzt lebendig werden zu lassen. Das „Leben in Fülle“ wird in seinen Anfängen da erfahrbar, wo Menschen das Andere der Vernunft, die verborgene Dimension der Wirklichkeit, das Wertvolle des Unerwünschten, das Bereichernde des Unerwarteten, die Anerkennung des Anderen stark machen.

„Ite missa est“ heißt es am Ende jeder Messe, ihr seid gesandt als missionarische und geschwisterliche Kirche. Darin steckt die entscheidende – zugleich diakonische und prophetische – Aufforderung: Geht hinaus in die Welt und, um noch einmal Frère Roger Schütz zu zitieren, bezeugt durch Wort und Tat das vom Evangelium, was ihr verstanden habt – und sei es noch so wenig.

²⁵ Werbick 2017.



Unsere Hoffnung

Unsere Hoffnung bezwingt die schwarze Angst.
Wir sehen schon den Regenbogen des Bundes.
Wir träumen die Zukunft, die menschlich wird mit dir,
weil du unser Gott bist.

Unsere Hoffnung bezwingt den braunen Sand.
Wir sehen schon das Grün der Bäume, der Wiesen.
Wir träumen den Frühling, der blühen wird für uns,
weil du unser Gott bist.

Unsere Hoffnung bezwingt das rote Meer.
Wir sehen schon das Rot der Rosen, des Weines.
Wir träumen die Liebe, die glühen wird in uns,
weil du unser Gott bist.

Unsere Hoffnung bezwingt den grauen Fels.
Wir sehen schon das Blau der Bäche, der Seen.
Wir träumen das Wasser, das fließen wird zu uns,
weil du unser Gott bist.

Unsere Hoffnung bezwingt den fahlen Stein.
Wir sehen schon das Gelb der Ähren, des Honigs.
Wir träumen die Ernte, die kommen wird für uns,
weil du unser Gott bist.

Unsere Hoffnung bezwingt den bleichen Tod.
Wir sehen schon das Gold des Sieges, des Friedens.
Wir träumen das Leben, das ewig währt, bei dir,
weil du unser Gott bist.

Unsere Hoffnung gewinnt das neue Land.
Es leuchtet schon im Regenbogen alle Welt.
Wir träumen die Schöpfung, die vollendet wird in dir,
weil du unser Gott bist.









Literaturverzeichnis

Festvortrag von Prof. Dr. Ursula Nothelle-Wildfeuer

Erzbischöfliches Seelsorgeamt Freiburg (Hg.) (2014): *Andertsorte. Kirchliche Präsenz weiter gedacht. impulse* (1).

Gmainer-Pranzl, Franz (2011): *Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit als zentrale Dimension der Mission. Eine responsiv-theologische Perspektive*, in: Martin Stowasser und Franz Helm (Hg.): *Mission im Kontext Europas. Interdisziplinäre Beiträge zu einem zeitgemäßen Missionsverständnis*, Göttingen, S. 115–130.

Gmelch, Michael (2016): *Refugees welcome. Die Herausforderung für die Kirchengemeinden in Deutschland*, Würzburg.

Hartl, Johannes; Wallner, Karl; Meuser, Bernhard (Hg.) (2018): *Mission Manifest. Die Thesen für das Comeback der Kirche*, Freiburg.

Hemmerle, Klaus (1983): *Was fängt die Jugend mit der Kirche an? Was fängt die Kirche mit der Jugend an?*, in: *IKaZ Communio* 12, S. 306–317.

Ketteler, Wilhelm Emmanuel von (1977a): *Die großen sozialen Fragen der Gegenwart. Sechs Predigten gehalten im Hohen Dom zu Mainz*. In: Erwin Iserloh (Hg.): *Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler: Sämtliche Werke und Briefe* (1, Abteilung 1), S. 22–87.

Ketteler, Wilhelm Emmanuel von (1864) (1977b): *Die Arbeiterfrage und das Christentum*. In: Erwin Iserloh (Hg.): *Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler: Sämtliche Werke und Briefe* (1, Abteilung 1), S. 367–515.

Neuhaus, Elisabeth: *Kirchliche Dienste im Ambiguitätsspagat*. Online verfügbar unter <http://www.futurz.org/article/kirchliche-dienste-im-ambiguitaetsspagat>

Nothelle-Wildfeuer, Ursula; Striet, Magnus (Hg.) (2018): *Einfach nur Jesus? Eine Kritik am „Mission Manifest“*. Freiburg: Verlag Herder (Katholizismus im Umbruch, 8).

Rahner, Karl; (2018): *Advent - von der tiefen Sehnsucht unseres Lebens*, hrsg. von Batlogg, Andreas R.; Suchla, Peter; Ostfildern.

Roos, Lothar († 1980): *Art.: Gaudium et spes*. In: Alfred Klose, Wolfgang Mantl und Valentin Zsifkovits (Hg.): *Katholisches Soziallexikon*. Innsbruck-Graz, S. 822–831.

Walter, Peter (2012): *Geistes-Gegenwart und Missio-Ekklesiologie. Perspektiven des II. Vaticanums*. In: *Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft* 96, S. 64–74.

Werbick, Jürgen (2017): *Mehr Werte? Um Himmels willen!* Online verfügbar unter <http://www.feinschwarz.net/mehr-werte-um-himmels-willen/>, zuletzt geprüft am 06.03.2017.

Impressum

Herausgeber: Erzbischöfliches Ordinariat Bamberg,
Stabsstelle Medien- und Projektarbeit

Domplatz 2, 96049 Bamberg
Tel.: 0951/502-1543
E-Mail: pressestelle@erzbistum-bamberg.de
www.erzbistum-bamberg.de

Redaktion: Dominik Schreiner
Fotos: Dominik Schreiner
Layout: Dennis Hägerbäumer

ERZBISTUM
BAMBERG

